

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27670-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

RENÉ ANOUR lebt in Wien. Dort studierte er auch Veterinärmedizin, wobei ihn ein Forschungsaufenthalt bis an die Harvard Medical School führte. Er arbeitet inzwischen bei der österreichischen Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit und ist als Experte für neu entwickelte Medikamente für die European Medicines Agency tätig. Sein historischer Roman «Im Schatten des Turms» beleuchtet einen faszinierenden Aspekt der Medizingeschichte: den Narrenturm, die erste psychiatrische Heilanstalt der Welt.

René Anour

Im Schatten des Turms

Ein Wien-Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, November 2019
Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Zitat Seite 102 / 103 frei übersetzt aus Ovid, Metamorphosen,
Philipp Reclam jun. Verlag GmbH, Stuttgart 2010
Zitat Seite 148 und 639 aus Friedrich Schiller, Gedichte, hrsg. von
Norbert Oellers, Philipp Reclam jun. Verlag GmbH, Stuttgart 2009
Nachweis Abbildung Innenteil © De
Agostini Picture Library / Getty Images
Covergestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt
Coverabbildung akg-images / Erich Lessing, akg-images
Satz aus der Adobe Jenson Pro
bei hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-27670-5

Prolog

1788

Blut strömte über seine Finger und tropfte auf die Erde.

Er stand inmitten toter Soldaten, in einem Meer aus leeren Mienen und grotesk verrenkten Gliedmaßen.

Eine Frauenstimme rief seinen Namen. Als er sich in ihre Richtung wandte, sah er sie zwischen den Toten stehen, in einem tiefroten Kleid, mit wehendem Haar und traurigen Augen. Sie schien etwas sagen zu wollen, doch in diesem Moment sprossen Federn aus ihrer Haut, und ihre Stimme verwandelte sich in ein Zwitschern. Eine Nachtigall spreizte ihre Schwingen und erhob sich in den Himmel.

«Komm zurück!», brüllte er ihr nach.

Unter ihm bewegte sich etwas. Die toten Soldaten hatten begonnen, auf ihn zuzukriechen. Ihre blutigen Mienen starrten ihn unverwandt an, während sie mit eiserner Kraft nach ihm griffen. Er wollte sich wehren, aber ihre schiefe Masse drückte ihn nieder. Klamme Finger tasteten nach seinem Hals – und drückten zu.

Er erwachte mit dem Gefühl zu ersticken. Der Versuch zu schreien verkümmerte zu einem heiseren Krächzen. Für einen Moment schnappte er nach Luft, doch dann löste sich der quälende Druck von seiner Kehle, und er konnte wieder frei atmen.

Heftig keuchend sah er sich um. Es war dunkel, und die Luft roch nach feuchtem Stein. Er spürte die Kälte des Bodens durch sein dünnes Gewand hindurch. Sein Gesicht brannte, als hätte er auf Brennnesseln geschlafen, und dort, wo seine Arme sein sollten, fühlte er nur das taube Echo von Schmerz.

Die Umrisse eines gemauerten Raums zeichneten sich im Dämmerlicht ab. Ihm gegenüber befand sich eine Tür mit einem Guckloch, der einzigen Lichtquelle.

Wo war er, und warum war er hier? Er versuchte, sich an irgendetwas zu erinnern, aber es fühlte sich an, als wäre sein Verstand von einem dichten Nebel durchdrungen.

«Wie heiß ich?», murmelte er verwirrt. Zumindest der Klang seiner Stimme war ihm vertraut. Er strengte sich an, wollte nach seinem Namen greifen, doch er schien ihm immer wieder zu entgleiten.

Er stieß ein verzweifertes Knurren aus. Was war man denn, ohne Namen? Ein Niemand, nichts.

Ein seltsames Gefühl auf seiner Wange riss ihn aus seinen Gedanken. Als würde sich dort etwas bewegen ...

Er versuchte, sich ins Gesicht zu greifen, aber sein Arm wurde mit einem lauten Klirren zurückgerissen. Kaltes Metall glitt über die Haut auf seinem Hals. Er keuchte erschrocken auf.

Angekettet, wie in einer Kerkerzelle ... Deshalb fühlten sich seine Arme so taub an. Verzweifelt stemmte er sich gegen die Ketten, um sie aus der Verankerung zu reißen.

«Ist da jemand?», brüllte er aus Leibeskräften. Was, wenn man ihn an diesem Ort zurückgelassen hatte, damit er qualvoll verendete?

Mit einem Mal glaubte er, Stimmen hinter der Tür zu hören. Sofort hörte er auf zu toben.

«Viecherl ansaugen ... ans Ketterl ... Schwarze Galle ausdünsten.»

«Hallo!», brüllte er und schlug mit den Ketten gegen die Mauer, um sich bemerkbar zu machen.

Stille ... Hatte er sich die Stimmen vielleicht nur eingebildet?

Ein Schatten verdunkelte das Guckloch. Dann klickte es im Schloss, und die Tür schwang nach innen auf. Das herbeinfallende Licht schmerzte in seinen Augen. Als er blind

zelte, erkannte er den Umriss einer Gestalt in der Tür. Die Miene des Fremden blieb dunkel gegen das Licht, nur ein Monokel blitzte auf, als er ihm den Kopf entgegenneigte.

«Bitte, wer immer Ihr auch seid, helft mir!», hauchte er verzweifelt. Wieder fühlte er, wie sich etwas Glitschiges auf seiner Wange bewegte, und nicht nur dort, auf seiner Stirn, an seinem Hals ... als würden Nacktschnecken über seine Haut kriechen.

«Aber wir helfen dir doch, armer Junge», erwiderte der Monokelträger. Sein Umriss verriet edle Kleidung, ein Justaucorps und Kniebundhosen. Der Hauch eines Colognes mischte sich mit dem modrigen Geruch der Zelle. Zumindest schien das kein Kerkermeister zu sein. Der Mann wandte sich ab und sprach mit jemandem außerhalb seines Sichtfeldes. «Leider noch immer tobend. Morgen noch einmal ans Ketterl, bitte ...» Der Monokelträger verschwand. An seiner Stelle betraten zwei breitschultrige Gestalten – möglicherweise Wächter – die Zelle und kamen auf ihn zu. Ihre gleichgültigen Gesichter beugten sich zu ihm herab.

Einer griff nach seiner Wange ... ein kurzer Schmerz durchzuckte ihn, dann sah er zwischen Zeigefinger und Daumen des Mannes ein schwarz glänzendes Ding zappeln.

«Hat sich an dir satt gefressen», murmelte der Wächter und hielt ihm das Ding direkt vors Gesicht. «Soll er dir das Aug auslutschen?» Er lachte und schleuderte den Blutegel achtlos zu Boden. Der andere Mann zupfte ihm zwei weitere Blutegel von der Haut und zertrat sie.

Einer der Wächter schloss die Ketten um seine Handgelenke auf, ehe sie ihn gemeinsam unter den Schultern packten. Sofort breitete sich ein schmerzhaftes Kribbeln in seinen Armen aus, das ihm bis in die Fingerspitzen fuhr.

Die Wächter zerrten ihn hinaus in einen lichtdurchfluteten Gang. Sofort drang eine Kakophonie von Stimmen auf ihn ein. Manche schrien, andere murmelten nur vor sich hin oder stöhnten.

Ein kahlköpfiger Junge in fleckigem Leinengewand tor kelte auf sie zu. Er schielte so stark, dass man nicht sagen konnte, wohin er blickte. Der Junge bellte ihm so heftig ins Gesicht, dass er von seinem Speichel getroffen wurde. Einer der Wächter stieß den Jungen grob gegen die Mauer. Sein klägliches Wimmern folgte ihnen noch eine Weile. Der Gang schien nie zu enden, als würden sie ewig im Kreis laufen. Seine Kleidung ... jetzt im Licht erkannte er, dass er die gleichen Fetzen trug wie der schielende Junge. Sie schleiften ihn eine Treppe hinunter. Irgendwo schrie eine Frau nach der heiligen Gertrud.

Der Wächter zu seiner Linken stieß geräuschvoll auf. Scharfer Knoblauchgestank stieg ihm in die Nase und bereitete ihm Übelkeit. Wo war er hier nur? War das die Hölle?

Am Treppenabsatz rempelten sie einen am Boden hockenden Greis an. Dieser reagierte überhaupt nicht, sondern schlug seinen Kopf gegen die Wand, immer und immer wieder ... Man hatte ihm ein kleines Kissen auf die Stirn gebunden, aber es war ihm an einer Seite über das Auge gerutscht, sodass seine blanke Stirn von den vielen Stößen blauschwarz angelaufen war.

«Da muss wieder jemand den Muselmann reparieren», stöhnte der Wächter zu seiner Rechten.

«Ich sicher nicht», erwiderte der andere.

Hinter einer offenen Zellentür sah er eine Frau mit rotem Haar. Sie stöhnte etwas auf Ungarisch, während sie von zwei bärtigen Männern festgehalten wurde. Einer ihrer Bändiger stieß ein Grunzen aus. «Schau ma mal, ob du da unten auch so schön rot ...»

Eine Welle der Wut durchzuckte ihn. Er drehte sich um, wollte der Frau helfen, aber die beiden Wächter schleiften ihn weiter. Auf der anderen Seite des Gangs zogen schmale Fenster an ihm vorbei, aber draußen war es zu trüb, um mehr erkennen zu können als ein paar kahle Äste.

Einer seiner Träger stieß eine hölzerne Zellentür und ein dahinterliegendes Gitter auf. Fauliger Geruch schlug ihm entgegen. Wieder versuchte er, sich zu wehren, doch sie zerrten ihn in den Raum hinein und ließen ihn achtlos auf eine Strohmattmatratze fallen. Im nächsten Moment hörte er, wie die Tür wieder geschlossen und ein Schlüssel im Schloss herumgedreht wurde.

Das Stöhnen und Schreien der anderen Insassen drang wie ein fernes Echo an sein Ohr.

Er presste stöhnend die Hände auf die Augen.

Wo bin ich?

Wer bin ich?

Der Nebel um seinen Verstand schien sich etwas gelichtet zu haben, aber seine Erinnerungen wirbelten durcheinander wie ein Haufen Daunen nach einem Windstoß.

«Bist du Soldat, mein Freund?», hörte er eine Stimme sagen.

Panik durchzuckte ihn. *Er sah blutige Finger, die nach seiner Kehle griffen, leere Augen ...* Er presste sich an die Wand hinter ihm, aber der Anblick vor ihm war nicht allzu bedrohlich. In ein paar Schritten Entfernung lag noch eine weitere Strohmattmatratze, auf der sich eine Gestalt abzeichnete. Es war ein Mann, der die gleichen Leinenfetzen trug wie er selbst. Der Mann hatte sich auf seinem Lager aufgestützt und sah aus glänzenden Augen zu ihm herüber. Obwohl er jung aussah, schimmerte ihm ein schlohweißer Haarschopf entgegen.

«Mein Name ist Konrad.» Die Stimme des Weißhaarigen klang angenehm, als würde jemand eine Samtdecke über seine wunde Seele breiten. «Ich habe gesehen, wie sie dich hergebracht haben. Du trugst eine Offiziersuniform ...»

Sein Atem beschleunigte sich. Kalter Schweiß brach ihm aus den Poren. Er erkannte sie ganz deutlich: *Soldaten, unzählige von ihnen ... Alle tot! Und er lag zwischen ihnen*

klaffenden Wunden, in einem Haufen von Leichen, erstickte fast an ihrem Gestank ...

«Wo bin ich?», stieß er gepresst hervor.

«Vor den Toren Wiens!», erklärte der Mann namens Konrad und richtete sich ein wenig weiter auf.

«Wien ...», wiederholte er und blinzelte. In seinen Gedanken sah er glitzernde Kuppeln im Sonnenlicht, hörte Hufklappern auf Kopfsteinpflaster, roch Lindenblüten und Pferdemit auf den Straßen ... «Was ist das für ein Ort?», fragte er.

Sein Zellennachbar antwortete nur zögernd. «Man bringt Menschen hierher ... und *behandelt* sie.»

«Das hier ist der Narrenturm», stellte er fest, ohne sich erklären zu können, woher er das wusste.

«Kennst du diesen Ort?» Neugier klang aus Konrads Worten heraus.

Vor seinem inneren Auge sah er ein wuchtiges, rundes Gebäude emporragen, hörte eine Stimme, eine wütende Stimme: «*Was passiert hinter diesen Mauern?*» Er richtete sich kerzengerade auf und fasste sich mit den Fingern an den Hals. «Ich will hier raus!»

«Das wollen wir alle», erwiderte Konrad ruhig.

Er seufzte resigniert und legte den Kopf in den Nacken. Der Raum war hoch. An der Wand hing eine erloschene Öllampe. Die Rußspuren am Mauerwerk darüber erinnerten ihn an einen schwarzen Heiligenschein. Das einzige Fenster war mit Brettern zugenanagelt, die Tür war verschlossen.

«Bist du schon einmal hier drin gewesen?», fragte sein Mitinsasse weiter.

«Ich weiß es nicht ...», hauchte er mit rauer Stimme. «Aber ich habe mich eben an jemanden erinnert. Er ... er hat sich für die Irren eingesetzt, glaube ich.»

Konrad lachte bitter. «Diesem Jemand bin ich hier noch nich begegnet.»

Er lächelte Konrad vorsichtig an, obwohl es das Brennen auf seiner linken Gesichtshälfte verschlimmerte. «Hörst dich nicht an wie ein Wiener, Konrad ... eher wie ein Preuß.»

«Ich komme aus Mainz», erwiderte Konrad. «Unser Schutzherr ist der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs. Dein Herrscher ist – so wie du redest – der Erzherzog von Österreich. Und das ist dieser Tage ein und derselbe Mann.»

Kaiser ... Erzherzog von Österreich ...

Mit einem Mal sah er sich in einem Wald aus endlos hohen Bäumen. Ein Mann in prächtiger Uniform kauerte über einem Baumstumpf und richtete eine Pistole auf ihn ... Er schüttelte die Erinnerung ab. Was hatte er getan? Verdiente er es vielleicht sogar, hier eingesperrt zu sein?

«Hast du auch einen Namen?», fragte Konrad.

«Ich weiß es nicht», erwiderte er kopfschüttelnd. Wie erbärmlich, nicht einmal das über sich zu wissen ...

«Ich kann mir vorstellen, wie es dir geht», erklärte Konrad. «Du bist nicht der einzige Soldat hier drin. Jeden Tag kommen bemitleidenswerte Seelen an, deren Verstand in Scherben liegt. Die Erinnerung kommt wieder ... meist kein Grund zur Freude.»

«Herrgott, wieso fällt mir nichts ein?», zischte er und schlug mit der Faust gegen die Mauer.

«Quäl dich nicht, das erledigen hier ohnehin die anderen ...»

Konrad hatte recht, es würde nichts ändern, wenn er herumtobte wie ein ... Der Gedanke ließ ihn bitter lächeln, was erneut ein heftiges Brennen zur Folge hatte. Vorsichtig berührte er die Haut in seinem Gesicht und ertastete eine verschorfte Wunde, die sich vom Haaransatz seiner linken Schläfe über die Wange bis zum Kinn zog.

«Was haben die mit meinem Gesicht gemacht?», fragte er alarmiert.

Konrad runzelte mitfühlend die Stirn. «Du warst schon so übel zugerichtet, als sie dich hergebracht haben.»

«Wie lange ist das her?», murmelte er.

«Vor drei Tagen hab ich gesehen, wie sie dich über den Gang geschleppt haben», meinte Konrad.

«So lange schon», erwiderte er nachdenklich.

«Du hast gesagt, du kennst jemanden, der sich für die Irren eingesetzt hat», meinte Konrad vorsichtig. «Wenn er hier ist, könnte er dir weiterhelfen.»

«Vielleicht.» Er setzte die löchrigen Schuhe, in denen seine Füße steckten, auf den Boden, stützte sich an der feuchten Steinmauer ab und stand auf. Seine Beine fühlten sich zittrig an, aber sie trugen ihn. Er wankte ein paar Schritte an der Mauer entlang, hielt inne, ging wieder zurück. Die Bewegung half ihm, die Erinnerung heraufzubeschwören.

«Ich weiß, wie er aussah ... Ein junger Mann mit dunklen Locken. Und ...» Er verharrte abrupt. «Da war noch jemand ...» Er runzelte die Stirn. Es gelang ihm nicht, die Erinnerung an die zweite Person zu greifen, nur manchmal blitzte ein Gesicht auf ... das Gesicht einer Frau mit grünen Augen.

«Weißt du, wer er ist?», fragte Konrad neugierig.

Er stützte sich mit beiden Händen an der feuchten Steinmauer ab. Das Echo von Schreien drang an sein Ohr, für einen Moment war er nicht sicher, ob sie aus dem Narrenturm oder seiner Erinnerung stammten.

Das Bild des dunkelhaarigen Mannes und der grünäugigen Frau zeichnete sich deutlich vor seinem inneren Auge ab.

Es löste etwas in ihm aus, einen tiefen Schmerz, Trauer um etwas, das unwiederbringlich verloren war.

«Dieser Mann ...» Er schüttelte den Kopf und drängte die Tränen zurück. «Ich glaube, ich habe ihn getötet.»

1. Kapitel

Wien, 1787

Etwa ein Jahr zuvor ...

Das morgendliche Sonnenlicht ließ das Herbstlaub der Linden und Kastanien aufleuchten, die in den Höfen des Allgemeinen Krankenhauses wuchsen. Ein Lindenblatt löste sich von einem Zweig, schwebte kurz durch die Luft und blieb auf der Brust der Kaiserstatue haften, die man in der Mitte des Hofes errichtet hatte. Alfred verharrte für einen Moment und musterte das erhabene Antlitz der Statue, ehe er sich mit einem verächtlichen Schnauben abwandte.

«Nicht trödeln, junger Wagener», rief Professor Auenbrugger. Alfred beeilte sich aufzuholen. Wieder einmal zu spät ... Seine Studentengruppe hatte bereits den Torbogen erreicht, der aus den Krankenhaushöfen herausführte. Über ihnen auf der Mauer prangte ein riesiger Schriftzug: *Saluti et solatio aegrorum*. Zum Heil und Trost der Kranken. Wie oft hatte Alfred früher dort gestanden und davon geträumt, selbst jemand zu sein, der den Kranken Heil und Trost spendete, ein großer Mediziner zu werden ...

«Aaaachtung, da Engerlwagen!», hörte er eine Stimme schreien.

Alfred sprang zur Seite und ließ eine Kutsche passieren, die von einem mächtigen Kaltblüter gezogen wurde. Der Kutscher nickte ihm kurz zu und trieb das Ross durch den Torbogen hinaus auf die Straße. Neben dem Pferdegeruch stieg Alfred ein Hauch von Verwesung in die Nase. Auf der Ladefläche waren Dutzende Jutesäcke übereinandergestapelt. Aus einem der Säcke ragten ein paar blutunterlaufene Finger hervor, aus einem anderen eine blasse Stirn und ein grauer Haarschopf. Der *Engerlwagen* fuhr die im Kranken-

haus Verstorbenen ein- bis zweimal am Tag zu den Friedhöfen der Vorstadt, wo sie in Massengräber geworfen wurden.

«Wagener, wo bleibst du denn?», rief ihm sein Kollege Aigner ungeduldig gestikulierend zu. Die anderen hatten den Torbogen noch vor der Kutsche passiert.

Alfred holte rasch auf und marschierte mit den anderen Studenten einen gepflasterten Weg entlang, der von herbstlich bunten Büschen und Bäumen bewachsen war. Nach einer Weile hob Professor Auenbrugger die Hand und ließ seine Studenten anhalten. «So, werte Kollegen.» Sein Mund verzog sich zu einem verschwörerischen Lächeln. «Die heutige Stunde verbringen wir in der Irrenklinik.»

Ein aufgeregtes Raunen ging durch die Gruppe, gefolgt von vereinzelt Gekicher.

Alfred riss überrascht die Augen auf. Er spürte, wie sein Herz schneller zu schlagen begann. Der Narrenturm ... Normalerweise hatten Studenten keinen Zutritt. Er ließ seinen Blick über den Scheitel von Auenbruggers Perücke schweifen und fixierte das wuchtige Gebäude, das in etwa hundert Schritten Entfernung in den Himmel ragte. Es sah eigentlich nicht aus, wie Alfred sich einen Turm vorstellte, sondern breiter, als hätte man einen riesigen Topf mit nassem Sand gefüllt und dann umgestülpt.

«Seine Kaiserliche Majestät höchstpersönlich hat die Klinik errichten lassen. Es ist die erste ihrer Art weltweit, gedacht für die Wahnwitzigen, die aus den Augen der Menschen entfernt werden müssen.» Auenbrugger ließ seinen Blick prüfend über die Mienen seiner Studenten wandern. «Bevor hier aber zu große Euphorie aufkeimt, nein, ihr werdet heute nicht die Pioniere sein, die erstmals den Irrsinn heilen ...»

Enttäuschtes Murren wurde laut, das Auenbrugger mit einer gebieterischen Handbewegung abstellte. «Für euch, meine ach so grünen Buben, gibt's dort eine Patientin, an der ihr das richtige Untersuchen üben werdet.»

«Na, hoffentlich beißt sie nicht», kicherte Aigner und schnappte unvermittelt in Richtung seines Nachbarn, der erschrocken zusammenzuckte.

Professor Auenbrugger stöhnte indigniert, während Alfred ein Augenrollen unterdrückte. «Gehen wir!»

Schon nach ein paar Schritten bergauf hatte man eine großartige Aussicht auf das Glacis, den breiten Grünstreifen, der die Vorstädte, wo auch das Krankenhaus und der Narrenturm lagen, von der eigentlichen Stadt Wien trennte. Hinter den Wiesen und Bäumen erhoben sich die mächtigen Stadtmauern mit ihren Basteien. Die im Sonnenlicht funkelnden Kuppeln und Kirchtürme Wiens drängten sich so dicht an die Mauer, als wollte die Stadt einen zu eng gewordenen Gürtel sprengen.

Alfred wandte sich wieder dem Narrenturm zu. Wie ein verbannter König thronte er auf einem kleinen Hügel vor der Stadt. Auf der Wien zugewandten Seite war er von Bäumen umgeben, wohl um ihn vor ungewollten Blicken zu schützen. Auf der anderen Seite, vor dem Tor des Turms, erstreckte sich eine sanft abfallende Wiese, die irgendwann an die gepflasterten Wege und Straßen grenzte, die in die Vorstädte führten.

«Schau dir das an», raunte Aigner ihm zu. «Da haben ein paar Freigang.»

Alfreds Blick folgte Aigners ausgestrecktem Arm. Auf der Wiese vor dem Turm standen zwei kräftig aussehende Wärter. Sie plauderten entspannt miteinander. Jeder von ihnen hielt eine Kette in der einen und einen schulterlangen Stock in der anderen Hand. Vor ihnen im Gras, am anderen Ende der Ketten, hockten zwei junge Männer in fleckigen Leinengewändern.

Der etwas beleibtere der beiden Patienten ließ seinen Kopf unablässig kreisen und klatschte sich immer wieder mit der Hand gegen die Stirn, sodass man den eisernen Ring um sein Handgelenk erkennen konnte. Der zweite saß

aufrecht da und spähte zu den Studenten herüber. Für einen Moment trafen sich ihre Blicke. Alfred erstarrte. Wie wach dieser Blick war, es schien kein Anzeichen von Irrsinn in der Miene des Manns zu liegen. Doch dann verzerrte sich dessen Gesicht mit einem Mal.

«Freches Gesindel, Hurenbastard!», brüllte der Irre zu ihnen herüber. Professor Auenbrugger hob verwirrt den Kopf, während die Studenten loslachten. «Grindsau, Franzosengries, Fetzenschädl, Schweinef...»

«Oho, bettelt da einer um Satisfaktion?», lachte Aigner.

«Halt dich zurück», zischte Alfred, während er die Miene des schimpfenden Anstaltsinsassen fixierte. Sie wirkte gequält, als versuche der Mann mit aller Macht, die Beschimpfungen abzuwürgen, die sich seiner Kehle entrangen.

Einer der Wärter, ein Mann mit dichtem Vollbart und Spitzbauch, grinste breit und wandte sich an seinen Kameraden.

«Grindsau, das g'fällt mir. Von dem lern ich immer was Neues, hast immer die besten Ideen, gell, Hansi!» Er zog so fest an der Kette, dass der schimpfende Irre nach hinten gerissen wurde und abrupt verstummte.

Alfred zuckte unwillkürlich zusammen. Weiter unten auf den Wegen hatten ein paar Spaziergänger angehalten und sahen zum Narrenturm hinauf. Ein Vater beugte sich zu seinen beiden Kindern hinunter und deutete amüsiert in Richtung der beiden Irren.

«Na geh, Karli», meinte einer der Wärter zu dem dicke-
ren Mann, der gerade wieder gegen seine Stirn klatschte,
«sei doch ein bisserl lustig für die Leute, komm!» Er stieß
den Irren vor ihm mit seinem Stock in die Seite, bis dieser
begann, eine Melodie zu grölen, die Alfred nur zu gut kann-
te, die *Spittelbergmarie*¹, ein derbes Wienerlied über eine

1 Am Ende des Romans findet sich ein Glossar.

Dirne. Alfreds Kommilitonen gaben es gerne in der Wirtsstube zum Besten.

«O meine Spittelbergmarie, hör meinen Liebesschwur.
A Herz wie a Mastochs – was für a Hur'.
A Mund wie zwei Weichseln – zwei wunderbare Brüst.
Die hat selbst der Kaiser Joseph schon mit Wonn' geküsst.
O meine Spittelbergmarie ...»

Aus der Kehle des Mannes hörte sich das heitere Lied seltsam traurig an. Die Spaziergänger klatschten begeistert in die Hände, während der Wärter so tat, als würde er den Gesang dirigieren.

«Kommt weiter, Kollegen», rief Auenbrugger, «wir sind ja schließlich keine dummen Gaffer, nicht wahr?» Er bedachte Aigner mit einem scharfen Blick.

Alfred nickte und wandte sich ab. War es wirklich das, was der Kaiser unter *Heil und Trost* verstand? In Wahrheit war das Volk selbst vielleicht auch nicht viel besser dran als dieser Irre. Unter dem Deckmantel des eigenen Wohls wurde es so lange mit dem Stock geschlagen, bis es das Lied sang, das die hohen Herren hören wollten.

Alfred schüttelte den Gedanken ab und ließ seinen Blick über die Fassade des Turms nach oben gleiten. Was war ...? Für einen kurzen Augenblick meinte er, etwas Dunkles auf dem Dach des Narrenturms zu erkennen. Alfred blinzelte, konnte aber nichts mehr entdecken. *Wie eine Gestalt, die zu uns herabschaut, hat es ausgesehen ...*

Er folgte seinen Kollegen durch das Tor ins Innere des Turms. Sofort wurde es dunkel ... und laut. Ein Chor aus Stöhnen und Schreien ließ Alfred zusammenfahren.

«Es ist bald Visite, da geht's immer besonders zu!», erklärte die Wache am Eingang entschuldigend. Alfred sah sich neugierig um. Schon ein paar Schritte weiter trennte

ein Gittertor den Eingangsbereich vom Rest des Turms und damit von seinen Insassen.

«Dr. Ofczarek ist von mir höchstpersönlich angewiesen worden, uns eine Patientin bereitzustellen», erklärte Auenbrugger. Irrte sich Alfred, oder bemerkte er in der sonst so selbstsicheren Stimme des Professors einen Hauch von Unbehagen?

Die Wache nickte in Richtung einer Holztür mit einem rechteckigen Guckloch, die gleich schräg gegenüber vom Eingang lag. «Die Studenten haben keinen Zutritt zu den anderen Bereichen des Turms. Anweisung von Dr. Ofczarek.»

«Den brauchen wir auch nicht», erklärte Auenbrugger verschnupft und ließ sich die Tür von der Wache öffnen.

Alfred und seine Kollegen strömten in eine enge Kammer, in der es nach Schweiß und fauligem Stroh roch. In der Mitte stand ein einfaches Bett, auf dem eine ausgemergelte Gestalt lag. Es war eine junge Frau mit dunklem Haar, das so kurz geschnitten war, dass Alfred sie im ersten Moment für einen Jungen gehalten hatte. Obwohl sie sehr schwach wirkte, hatte man sie mit Hanfseilen an den Bettrahmen gebunden. Die Frau sagte nichts, als die Studenten um sie herum Aufstellung nahmen, aber aus ihrer Kehle drangen langgezogene, heisere Laute, die die Angst unterstrichen, die sich in ihrer Miene beim Anblick der vielen Fremden ausbreitete.

Auenbrugger bedachte den erbärmlichen Zustand der Patientin mit einem Stirnrunzeln, wandte sich aber sofort wieder den Studenten zu. «So, werte Kollegen. Unsere heutige Patientin ist, wie man unschwer erkennt, Insassin des Turms.»

«Sind Sie sicher, dass das ein Weib ist, Professor?», fragte einer von Alfreds Kollegen, ein stämmiger Kerl mit roten Locken. Er griff nach der kleinen Brust der Frau und drück-

te sie zwischen drei Fingern zusammen. «Schauen S', wie winzig!»

Das Mädchen stieß ein klägliches Heulen aus. Irgendjemand kicherte.

«Contenance, Mayerhofer, ich *bin* sicher!», erwiderte Auenbrugger. «Das Mädchel ist für euch das ideale Untersuchungsobjekt. Warum? Das arme Ding ist stumm von Geburt an und kann sich kaum verständlich machen. Ein wahrer Diagnostiker findet die Krankheit, auch ohne dass der Patient sie ihm nennt. Hier und jetzt wird sich also zeigen, wer von euch *wirklich* imstande ist zu untersuchen.» Professor Auenbrugger wippte aufgeregt auf und ab und blickte erwartungsvoll in die Runde. «Na, wer traut sich? Wer will mir sagen, woran die Patientin leidet?»

Für einen Moment konnte man nur die klagenden Laute der Frau und das etwas leisere Schreien der anderen Patienten hören. Die eben noch ausgelassenen Studenten wichen dem Blick des Professors aus. Auenbrugger war einer der angesehensten Mediziner im Habsburgerreich, ein begnadeter Diagnostiker. Niemand wollte sich vor seinen Augen blamieren. «Und? So still auf einmal, Aigner und Mayerhofer?», fragte Auenbrugger deutlich ernster.

«Darf ich es versuchen, Professor?», bat Alfred und trat einen Schritt vor.

«Ah, Wagener», meinte Auenbrugger erfreut, «bitte.»

Alfred trat näher an das Bett heran und sah zu der Frau herab. Sie wandte ihm das Gesicht zu und sah ihn an. Ihre heiseren Laute klangen mit einem Mal etwas höher.

«Ich tu dir nichts», flüsterte er. Dann legte er den Handrücken auf die Stirn des Mädchens, während er den anderen auf seine eigene legte. Ihre Haut fühlte sich feuchter an – und wärmer.

«Leichtes Fieber», murmelte Alfred. Er hob eine Hautfalte auf der Hand des Mädchens und runzelte die Stirn,

als sie nicht verstrich. *Sie muss lange nichts getrunken haben ...*

Er wandte sich Auenbrugger zu. «Ich kann keinen korrekten Untersuchungsgang durchführen, wenn die Patientin ans Bett gefesselt ist.»

«Ganz richtig, mein Junge», bestätigte der Professor, «aber wie so oft müssen wir mit dem arbeiten, was wir haben.»

Alfred nickte abwesend und wandte sich wieder dem Mädchen zu. Behutsam tastete er ihren Körper ab. Als er bemerkte, wie sich ihre Gestalt unter seinen Händen verkrampfte, hörte er sofort auf. *Abgemagert, ausgedörrt, Fieber. Kein Krebsgeschwür, das ich tasten kann, und niemand in der Nähe, den ich fragen könnte, ob sie isst, ob sie Stuhlgang hat oder ob sie Schmerzen leidet ...*

«Lässt du mich in deinen Mund schauen?», fragte er sanft.

Der Atem des Mädchens beschleunigte sich, während Alfred seine Hände nach ihrem Kinn ausstreckte.

«In Ordnung», beschwichtigte sie Alfred und ließ seine Hände sinken. «Wir machen es anders ... Sieh her!»

Er streckte seine Hand aus und klopfte sich mit den Fingern der anderen Hand auf das letzte Fingerglied des Mittelfingers. «So werde ich dich abklopfen. Es tut nicht weh ...»

«Verschwende nicht deine Zeit, die Frau hat keinen Verstand», brummte Mayerhofer ungeduldig.

«Lass ihn, der Wagener macht ihr gerade Avancen», unterbrach ihn Aigner. Auenbrugger brachte die beiden mit einem lauten Räuspern zum Schweigen.

Die Frau starrte Alfred ängstlich an, aber als er seine Handfläche auf ihren Brustkorb legte, versuchte sie nicht auszuweichen.

«Vergiss nicht, Wagener», flüsterte Auenbrugger, «die Perkussion funktioniert, als würde man dem Klang von In-

strumenten lauschen. Den hellen und den dumpfen, den lauten und den leisen Tönen. Du weißt, wie sie klingen müssen, jetzt such das Verstimmte!»

Alfred lächelte verstohlen. Auenbrugger hatte nicht nur die Perkussion als neue Untersuchungsmethode entdeckt, er hatte vor einigen Jahren – wie er nicht müde wurde, in seine Vorlesungen einzustreuen – das Libretto einer Salieri-Oper geschrieben.

Alfred atmete aus und schloss die Augen. Dann begann er, die Frau abzuklopfen, zuerst ihren Brustkorb, dann ihren Bauch. Er tat nichts anderes, als dem Klopfgeräusch zu lauschen, seiner Dämpfung über Herz und Leber, seinem hellen Laut über der Lunge und einem fast schon hallenden Klang über dem leeren Magen der Frau. Über einer Stelle verharrte Alfred und klopfte immer wieder darüber ...

«Das klingt doch alles gleich! So ein Humbug», flüsterte jemand hinter ihm, aber Alfred ließ sich nicht beirren. Immer wieder klopfte er über die gleiche Stelle. Plötzlich begann die junge Frau, wild zu husten. Ihr Körper verkrampfte sich, während sie verzweifelt nach Luft rang und immer wieder ausspucken musste.

Alfred richtete sich auf und wartete, bis die Frau sich beruhigt hatte, dann wandte er sich zu Auenbrugger und seinen Kollegen um. «Sie leidet unter einer Inflammatio, einer Entzündung der Bronchien, die sich im unteren linken Lungenflügel eingenistet hat. Sie ist so ausgetrocknet, dass sie nicht mehr husten konnte. Durch die Perkussion hat sich ein wenig gelöst, aber sie muss trinken, *viel trinken*, dann kann sie das gestaute Sekret abhusten.»

Auenbrugger starrte ihn aus großen Augen an, dann breitete sich ein Grinsen auf seiner Miene aus. «Exzellente Diagnose, Herr Kollege.» Er klopfte Alfred auf die Schulter, während seine Kollegen anerkennend applaudierten. Alfred spürte, wie ihm die Schamesröte ins Gesicht stieg.

«Ohren wie ein Luchs», konstatierte Auenbrugger begeistert.

Die Tür wurde ruckartig aufgerissen, und ein Wärter mit pockennarbigem Gesicht betrat die Kammer. «Verzeihung, Doktor», erklärte er mit böhmischem Akzent. «Der Dr. Ofczarek braucht die Patientin oben für die Visite.»

Alfred sah, wie Auenbrugger die Lippen schürzte. Für einen Moment war Alfred sich sicher, er würde den Wärter anschreien.

«Sagen Sie dem Herrn Doktor, er soll gefälligst darauf achten, dass seine Patientin ausreichend trinkt - und mehr essen könnte sie auch», erklärte er mühsam beherrscht. Er wandte sich halb den Studenten zu. «Ich werde ihm die empfohlene Therapie für die Patientin übermitteln: Thymianauszug und eine Campher-Einreibung dreimal täglich.» Er seufzte. «Kommt!»

Die Studenten strömten schweigend aus der Kammer hinaus. Alfred drehte sich noch einmal kurz nach der Patientin auf dem Bett um. War sie wirklich so wahnsinnig, dass man sie festbinden musste? Würde sie sich sonst verletzen? Oder vielleicht jemand anderen? Vor allem Letzteres schien Alfred schwer vorstellbar.

Er seufzte und wandte sich ab. Doch als er einen Schritt Richtung Ausgang machte, griff die Frau nach seinen Fingern.

Alfred fuhr erschrocken herum. Die Patientin umklammerte seine Hand. Ihre dunklen Augen schienen ihn anzuflehen. Ein kaum hörbares Wimmern drang aus ihrer Kehle.

«Keine Sorge, dir wird jetzt geholt...» Alfred runzelte die Stirn. Der Ärmel der Frau war heruntergerutscht und entblößte ihre weiße Haut ... und ein paar seltsame Wunden auf ihrem Handgelenk. Ihre Nasenflügel blähten sich, als sie Alfred ansah. Die Wunden bestanden aus nässenden Blasen, fast wie eine ...

«Jetzt raus da», maulte der Wärter und zog ihn von dem Bett weg. Alfred riss sich los und funkelte den Wärter an.

«Ihr werdet sie anständig behandeln, verstanden», erklärte er mit eisiger Stimme.

«Ja, ja, Burschi», meinte der Böhme und schob Alfred aus der Kammer. Für einen winzigen Moment sah er noch das Gesicht der jungen Frau, wie sich ihr Mund öffnete, als wollte sie ihm hinterherrufen ...

«Auf ein Wort, Professor», bat Alfred, sobald sie wieder die Höfe des Allgemeinen Krankenhauses erreicht und seine Kollegen sich in Richtung der Studiensäle verabschiedet hatten. «Ich mache mir Sorgen um unsere Patientin. Ich glaube, sie wird im Narrenturm nicht anständig behandelt. Ihre Arme waren ...»

«Wagener», unterbrach ihn Auenbrugger. «Um die Frau wird man sich kümmern. Du solltest dir lieber um deinetwillen Sorgen machen!»

«Um meinetwillen, Professor?», fragte Alfred überrascht.

Auenbrugger bedachte ihn mit einem strengen Blick. «Du hast Potenzial, Bursche, da schmerzt es mich umso mehr, dass du so vielen Lektionen unentschuldigt fernbleibst.»

Alfred presste für einen Moment die Lippen zusammen. Wie hatte Auenbrugger bloß davon erfahren? «Ich besuche die wichtigsten», erwiderte er. «Ich war in jeder einzelnen Ihrer ...»

«Die wichtigsten?» Auenbrugger schüttelte den Kopf. «Ein Medizinstudium ist kein Marktstand, von dem man sich aussucht, worauf man gerade Lust hat. Begreifst du

den Ernst deiner Lage nicht? Man wird dich exmatrikulieren, Junge, wenn du dein Verhalten nicht änderst.»

Alfred reckte trotzig das Kinn vor. «Ich lerne mehr als alle anderen, ich bestehe jede Prüfung mit Bravour. Es ist ungerecht, wenn jemand behauptet, dass ich ...»

«Es reicht.» Auenbruggers Miene schien mit einem Mal ungewohnt streng. «Noch bist du kein Arzt, und wenn du so weitermachst, wirst du auch keiner werden.» Damit wandte sich Auenbrugger ab und verschwand kurz darauf in Richtung des Geburtensaals.

Alfred ballte die Fäuste so fest zusammen, dass ihm die Nägel in die Handflächen schnitten.

«He, Wagener!» Aigner und ein paar andere warteten am Ende des Hofes auf ihn. «Komm endlich!» Seine Taschenuhr glitzerte im Sonnenlicht, als er auf das Ziffernblatt tippete. «Unsere Lektion zur Säftelehre beginnt gleich!»

«Geht nur, der Blödsinn interessiert mich eh nicht», rief er zurück. Gott sei Dank standen sie zu weit weg, um zu sehen, wie ihm Tränen der Wut in die Augen stiegen.

Aigner winkte lachend ab und schüttelte den Kopf über Alfreds Verwegenheit. Alfred wartete noch, bis sie im Klinikgebäude verschwunden waren, dann machte er kehrt und rannte los, so schnell er konnte.

«Spät bist», kommentierte Ravnicek, der Oberwart des zum Krankenhaus gehörenden Waschhauses und kratzte sich am Bauch, während Alfred sich seinen schmierigen Arbeitskittel überwarf. «Wenn das noch mal vorkommt, hol ich mir irgendeinen von der Straße, der die Arbeit besser macht als du.»

Alfred hatte gelernt, nicht einzuatmen, wenn Ravnicek direkt mit ihm sprach. Sein fauliger Atem verursachte ihm

Übelkeit, und das, obwohl Alfred beileibe einiges gewohnt war.

«Was ist zu machen?», fragte er nüchtern.

«Die Bettpfannen haben sich noch nicht selbst gereinigt. Stehen schon seit zwei Stunden da und verseuchen mir die Luft. Wennst fertig bist, hilfst den Schwestern mit den Instrumenten.»

Alfred nickte und ging wortlos an Ravnicek vorbei. Der Gestank im Spülraum ließ ihn kurz innehalten. In den ersten Wochen hatte er sich mehrfach übergeben müssen. Mittlerweile konnte er wenigstens das vermeiden, allerdings ohne den Gestank erträglicher zu finden. Die vollen Bettpfannen stapelten sich auf einem hölzernen Karren, direkt neben einer Wasserpumpe und dem großen Waschzuber. Alfred leerte die erste Schüssel in einen Bottich und begann, sie im grauen Wasser des Zubers zu schrubben. Von den vielen Arbeiten, die Alfred schon gemacht hatte, war diese mit Abstand die schlimmste – aber so war er wenigstens immer in der Nähe des Krankenhauses und verpasste weniger Lektionen, als es bei jeder anderen Stelle der Fall gewesen wäre. Offensichtlich leider immer noch zu viel.

Noch bist du kein Arzt, und wenn du so weitermachst, wirst du auch keiner werden ... Die Erinnerung an Auenbruggers Worte ließen Alfred so kräftig schrubben, dass seine Knöchel weiß hervortraten.

[...]